



M. SANDTEN / BONGARTS

Kugelstoßer Barnes (1995), Sprinterin Griffith Joyner bei den Spielen in Seoul (1988): „Bei den schlechten Kontrollen in

Doping

„Eine blöde Situation“

Die Wochen vor den Olympischen Spielen in Atlanta waren die Zeit der Gerüchte. Jede Spitzenleistung eines US-Athleten wurde von der Konkurrenz beargwöhnt; Doping-Verdächtigungen erlebten einen Boom. Staatliche Drogenfahnder stellten fest, daß pro Jahr in den USA Anabolika mit Schwarzmarktwert von einer halben Milliarde Dollar konsumiert werden.

Als die dreimalige Olympiasiegerin Florence Griffith Joyner ihren Comebackversuch für die Olympischen Spiele in Atlanta nach einem Schlaganfall abbrechen mußte, fanden europäische Experten nur eine plausible Erklärung für das plötzliche Leiden einer 36jährigen Höchstleistungssportlerin. Die Krankheit der Sprinterin, so vermuteten sie, könne nur mit einer Doping-Kur zusammenhängen.

Als der bis dahin nur Leichtathletik-Insidern bekannte Anthony Washington im Mai dieses Jahres als erster Mann seit zehn Jahren den Diskus wieder über die 71-Meter-Marke schleuderte, wurden ebenso Doping-Gerüchte kolportiert wie nach der erneuten Olympia-Qualifikation des Kugelstoß-Weltrekordlers Randy Barnes, der schon einmal als Anabolika-Sünder erwischt worden war.

In den Wochen vor Olympia stehen die amerikanischen Spitzensportler wie nie zuvor am Pranger. Jede Topleistung wird von den Konkurrenten ebenso argwöhnisch registriert wie jeder steile Aufstieg eines bisherigen No-name-Athleten.

„Es ist eine blöde Stituation, wenn dauernd Athleten des Dopings verdächtigt werden“, sagt der deutsche Zehnkämpfer Paul Meier, „aber bei den schlechten Kontrollen in Amerika kann ich wirklich niemandem mehr trauen.“

Es ist kein Verdacht ins Blaue: Die verschärfte Bundesgesetzgebung gegen die Muskeldrogen hat konkrete Einblicke in das weitverzweigte Doping-Milieu der USA ermöglicht, das Nationale Olympische Komitee aber wirksame Kontrollen verhindert (siehe Seite 169).

Bei einer Zusammenkunft internationaler Doping-Experten berichtete der US-

Delegierte John Hoberman, daß es in den USA nach konservativen Berechnungen zwei bis drei Millionen Anabolika-Konsumenten gibt, die jährlich auf dem schwarzen Markt Drogen im Wert von einer halben Milliarde Dollar umsetzen.

Schon zwei Jahre nach dem „Verbot des In-Verkehr-Bringens von anabolen Steroiden“ hatten die Ermittler 295 Dealer festgenommen. Dabei wurden über sechs Millionen Dosierungen sichergestellt. Pro Jahr gelingen der Polizei über 40 Beschlagnahmungen, besonders häufig in Florida, Arizona und Kalifornien – den Staaten also, in denen sich auch die US-Athleten auf die Spiele vorbereiten.

Erschwert wird die Arbeit der Polizei aber nach wie vor durch die mannigfaltigen Vertriebswege. Nur ein Teil der Muskeldrogen kommt aus dem eigenen Land, viele Präparate werden über die mexika-

Medaillen gehen vor Moral

John Hoberman über die Doping-Gesellschaft in den USA



Amerika kann ich niemandem mehr trauen“

nische Grenze geschmuggelt, der Rest gelangt per Post aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks nach Amerika. So wurde der amerikanische Kugelstoßer Mike Stulce bei der Weltmeisterschaft 1993 in Stuttgart mit dem alten DDR-Mittel STS 646 im Urin erwischt.

Der schwarze Markt bietet alles, was den Athletenmuskel stark macht. Das Wachstumshormon HGH werde zunehmend zu einem Renner, hat Dan Leggett von der zuständigen US-Behörde für Lebens- und Arzneimittel erkannt: „Es gibt eine riesige Nachfrage. Wenn jeder Athlet es sich leisten könnte, würde HGH den Steroiden den Rang ablaufen.“

Das gentechnisch hergestellte Mittel kostet auf dem Schwarzmarkt zwischen 500 und 1500 Dollar für eine Tagesration. Bei einer Untersuchung unter Schülern gaben trotzdem immerhin fünf Prozent der Befragten an, schon einmal Wachstumshormone eingenommen zu haben.

Schon lange vermuten die europäischen Leichtathleten, daß sich auch die gutverdienenden US-Sprinter mit Wachstumshormonen versorgen – schließlich können die, anders als Steroide, bisher bei Kontrollen nicht nachgewiesen werden.

Die amerikanischen Leichtathletik-Funktionäre sorgten auf ihre Weise bei den Olympia-Ausscheidungskämpfen für Gleichheit: Sie hatten präzise arbeitende Meßgeräte zur Urinüberprüfung auf Anabolika so spät beim Hersteller bestellt, daß diese nicht mehr rechtzeitig eingesetzt werden konnten.

Hoberman, Professor für deutsche Sprache an der University of Texas in Austin, ist Autor des Buches „Sterbliche Maschinen. Doping und die Unmenschlichkeit des Hochleistungssports“ (Meyer & Meyer Verlag).

Gut 100 Tage vor der Eröffnungsfeier der Spiele in Atlanta erklärte das Olympische Komitee der Vereinigten Staaten von Amerika (USOC), daß sein Drogentestprogramm – von einem Offiziellen stolz als das „härteste Anti-Doping-Programm in der Welt“ bezeichnet – erst nach Olympia in Kraft gesetzt werde.

Die Folge beschrieb USOC-Funktionär Baaron Pittenger lapidar so: „Unangekündigte Kontrollen vor Atlanta wird es nicht geben – wir testen wie bisher.“ Und das bedeutet: so gut wie gar nicht.

Fehlende Mittel, wie bisher immer behauptet, seien diesmal für die Verzögerung nicht ausschlaggebend, sagte Pittenger, es gebe vielmehr unüberwindliche Hindernisse bei der Festlegung einer ganzen Reihe von Verfahrensfragen. Mit anderen Worten: keine große Sache, nur eine Verspätung.

Die deutsche Reaktion auf die Untätigkeit des USOC war eindeutig. „Meine Athleten fühlen sich verarscht“, empörte sich Helmut Digel, Präsident des Deutschen Leichtathletik-Verbandes.

Doch was nützte das schon? Die Amerikaner finanzieren die Spiele, da bestand praktisch keine Chance, daß Juan Antonio Samaranch, Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, die Amerikaner zu einem ernstem Dialog über das Übel Doping auffordert – mag er in Sonntagsreden auch noch so oft kundtun, daß „Doping der Tod des Sports“ ist.

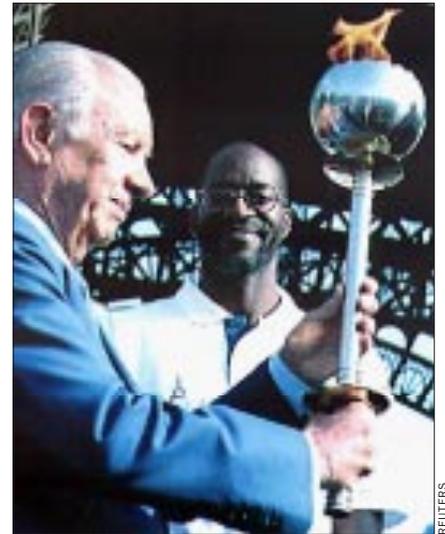
So erinnerte niemand das USOC an seine Versprechen. Im Oktober 1989, ein Jahr nach dem Ben-Johnson-Skandal bei den Spielen in Seoul, hatte der USOC-Vorstand beschlossen, was die *New York Times* als „ein aggressives Drogen-Testprogramm“ bezeichnete.

Doch schon damals warb Edwin Moses, Vorsitzender des USOC-Ausschusses gegen Doping-Mißbrauch, um Verständnis dafür, daß das Programm aufgrund „logistischer“ Probleme erst sechs Monate später gestartet werden könne. Heute, sechs Jahre später, warten die ausländischen Kritiker des USOC noch im-

mer darauf, daß der Plan von 1989 in die Tat umgesetzt wird – nun also soll es nach Atlanta soweit sein.

Die Deutschen, durch eine endlose Kette von Doping-Skandalen und offizielle Anti-Doping-Kommissionen sensibilisiert, mögen vielleicht überrascht sein, wenn sie erfahren, daß die Verzögerung bei den Doping-Kontrollen in den Vereinigten Staaten nicht einmal ein leises Grummeln öffentlichen Protestes hervorgerufen hat.

Die amerikanische Öffentlichkeit hat sich offensichtlich an diese Doping-Politik gewöhnt. Es gehört zum Allgemeinwissen, daß das USOC vor den Spielen 1984 in Los Angeles Athleten auf Drogen kontrollierte, aber nur um genau wie bei



Olympier Samaranch, Moses
„Der Tod des Sports“

den Rivalen aus dem Ostblock sicherzustellen, daß ihre Medaillenkandidaten bei offiziellen Kontrollen nicht erwischt würden. Gleichzeitig wurden Kritiker geäußert: Der Olympia-Chefarzt Dr. Robert Voy mußte gehen, nachdem er gegenüber Journalisten zu offen über Dopen und Vertuschen gesprochen hatte.

Das mangelnde Interesse des USOC, tatsächlich einen Kreuzzug gegen Doping zu führen, ist zum einen die Folge bürokratischer Ermüdung und zum anderen das Produkt einer klaren Prioritätensetzung: Medaillen vor Moral.

Verhandlungen über Drogentestvereinbarungen mit 41 nationalen Sportver-